

Predigt Quasimodogeniti (Johannes 20, 19-21.24-29)

Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und zeigte ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen. Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwillig genannt wird, war nicht bei ihnen. Die andern Jünger sagten ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, kann ich's nicht glauben. Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Du siehst mich nicht ...! So sagen doch kleine Kinder, wenn sie im Spiel schnell ein Versteck suchen und keines finden. Sie kommen auf die Notlösung: einfach die Hände fest vor die Augen. Du siehst mich nicht! Das steht für die Kinder außer Frage, sie sind fest davon überzeugt, jetzt unsichtbar zu sein. Sie wollen nicht gesehen werden. Wollen nicht sehen, was oder wer da kommt. Auch aus Furcht. Verstecken will sich der Mensch, schon von Anbeginn der Schöpfung. Nachdem er den ersten Schritt getan hat, weg von der Anerkennung Gottes, da muss er sich verstecken im Gebüsch, sich verhüllen und sich fragen lassen: Wo bist du Adam?

Du willst nicht, dass ich dich sehe, ich dein Gott?
Willst du nicht sehen, wie du geworden bist?

Diese Last, dieser Fluch, dass Menschen nicht sehen wollen, wird mit der Auferstehungsgeschichte neu zum Thema: Als Jesus zu den Jüngern trat, am Osterabend, und ihnen den Frieden entbietet, Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen. Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwillig genannt wird, war nicht bei ihnen.

Auch er wollte Jesus nicht sehen.

Und nicht von ihm gesehen werden.

Wollte nicht gesehen werden in seinem Zögern, in seiner Angst, seinen Zweifeln. In der ganzen menschlichen Unzulänglichkeit von Sorge, Schuld und Vergänglichkeit. Und er will Jesus nicht sehen als den geschlagenen Menschen, als den, der unterlag. Als den, der um unseretwillen diese hässliche Gestalt des Geprügelten annehmen musste.

Thomas will nicht sehen, darum zweifelt er. Zweifelt an den eigenen Kräften, der zugesagten Hilfe. Sein Zweifel wird zum Schutz: weil er Angst vor der Realität hat, die ihm da begegnen. Denn es ist die Realität des gekreuzigten Jesus, an dem auch nach der Auferstehung noch die Zeichen der Gewalt erkennbar sind, die er erlitten hat. **Sieh meine Hände und lege deine Hand in meine Seite.** Da bleibt kein Zweifel, es ist der geschlagene, der verwundete Jesus. Der beste Mensch, den man sich wünschen konnte.

So aber will der Thomas keinen Menschen sehen.
Er will den Menschen sehen, der unaufhaltsam, ungebrochen nach oben drängt. Der fortschreitet und vorwärts kommt.
Den Menschen will er sehen, den man gerne sieht: voller Energie, eine unerschöpfliche Quelle des Erfolges, die dürre Wüste der Unzulänglichkeit in blühende Gärten verwandelt.
So will er ihn sehen. Denn so will er sich selber sehen.
Da befällt ihn die Angst, den Thomas. Werde ich's schaffen?

Ein kurzes Märchen aus Nordafrika Es erzählt von einer großen Trockenheit am Rande der Sahara. Das Steppengras kümmernte dahin, die Tiere fanden kein Wasser mehr, die Wüste war im Vormarsch. Selbst dicke Bäume und an Dürre gewohnte Sträucher sahen ihrem Ende entgegen. Brunnen und Flüsse waren längst versiegt. Nur eine einzige Blume überlebte die Trockenheit. Sie wuchs nahe einer winzigen Quelle. Doch auch die Quelle verzweifelte: "Wozu mühe ich mich wegen dieser einzigen Blume, wo ringsum schon alles dürr ist?" Da beugte sich ein alter Baum über die kleine Quelle und sagte, ehe er selbst starb: "Ach, kleine Quelle, niemand erwartet von dir, dass du die ganze Wüste zum Grünen bringst. Deine Aufgabe ist es, einer einzigen Blume Leben zu spenden, mehr nicht."

Die kleine Blume ist ein Zeichen für unseren Glauben.
Die Quellen, die ihn nähren sollten, drohen zu versiegen. Die Wüsten der Oberflächlichkeit, der Teilnahmslosigkeit, der geistigen Leere rauben immer mehr von dem fruchtbaren Land, das uns verheißen ist und Leben schenken will.
Die Wüste menschlicher Kälte und zugleich der Hitze radikaler Auffassungen dörft vieles aus, was an Menschlichkeit, an Güte, Geduld, Mitgefühl einmal vorhanden war.

Verstecken? Du siehst mich nicht? Du siehst mich nicht, Gott!
Siehst den Glauben nicht mehr, der verkümmert und dringend neue Nahrung braucht. Der Sand der Wüsten blockiert das menschliche Getriebe. Sand und Dürre und Staub. Du siehst nicht, Gott.

Du siehst **mich** nicht mehr, Mensch. Als ich Gott war an deiner Seite hast du mich vertrieben, hast die unsichtbare Energie und die Stärken von Technik und Information zur richtenden Instanz gemacht, doch alles das, was ich, dein Gott an unsichtbaren Kräften dir gegeben habe, verworfen: Vernunft, Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, Träume. Liebe.

Die Realität des Unsichtbaren ist unbestreitbar, sie hat nie aufgehört, nur weil man heute in einer modernen Welt lebt. Die Frage ist, welcher unsichtbaren Realität man mehr Rechte zubilligt. Die Macher des sogenannten Social-Media Facebook wollen jetzt eine Technologie entwickeln, mithilfe derer die Gedanken des Menschen in Worte umgewandelt werden können – um Zeit zu sparen... Und das glaubt man? Dem sollte man Vertrauen schenken? Das Vertrauen in technische Leistung und in die Bedeutsamkeit ihrer Inhalte ist größer als das Vertrauen, das wir dem Menschen selbst und seinen Mitteln und Fähigkeiten entgegenbringen. Sollte dagegen nicht einer aufstehen ...? Auferstehen.

Jesus spricht zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

Der Glaube wächst am Menschen. An seiner ganz konkreten Leiblichkeit. Und er zeigt sich am Menschen, durch den Gott zu uns spricht. Der wahre Mensch – und wahre Gott, Jesus, gekreuzigt, gestorben und begraben, lässt die Freunde nicht ohne Hilfe allein. Er tritt mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie will Gott das machen? Wie kann mein Glaube fester werden, an Tiefe gewinnen und mir Halt geben?

Zum einen muss ich den Glauben kennen. Wissen, worum es in der Bibel geht. Zum anderen bin ich eingeladen, den Glauben zu bekennen; ja zu sagen zu dem, was ich da höre und dazu, dass es für mich eine Bedeutung hat. Das ist das Schwerste. Und weil es schwer ist, hat Jesus Christus gewollt, dass wir miteinander unser Wissen, Glauben – und Zweifeln teilen. Darum lässt er die Jünger zusammenseine, und uns ebenfalls, damit die Menschen in der Kirche (und vor der Kirche) sich gegenseitig stärken. Und schließlich ist noch eines wichtig, damit der Glaube fester werden und uns stärken kann: Das Feiern. Nicht im einsamen Kämmerlein, nicht wie Thomas, wegbleiben und nicht sehen wollen – sondern sehen wollen, wie und wo Jesus, der Auferstandene, sich zeigt an den anderen Mitchristen. Und vielleicht an der einen oder anderen unsichtbaren Kraft. Sollten dann noch Zweifel bleiben – und sie werden immer wieder kommen – hilft uns vielleicht der Physiker Isaac Newton. Von ihm wird erzählt:

Zu dem englischen Physiker Isaac Newton kam ein Zweifler und fragte: „Wie will Gott das machen, dass er den Leib wieder zusammen setzt, nachdem er zu Staub zerfallen ist?“ Newton ging lächelnd auf die Frage ein, nahm eine Menge Staub, mischte feinste Eisenfeilspäne darunter und fragte: „Wie kann man jetzt den Eisenstaub vom Sandstaub trennen?“ So etwas wollte der Frager gerade wissen, deshalb nahm Newton einen Magneten und hatte im Nu die beiden Staubarten voneinander abgesondert. Dazu sagt er: „Gott hat den Menschen geschaffen und den Magneten. An der Kraft des Magneten zweifeln sie nicht, aber an der Kraft Gottes wollen sie zweifeln?“

Das Kloster Heisterbach liegt in einem schönen Tal unterhalb des Petersbergs. Zu jener Zeit verbrachten die Mönche ihre Tage mit Gebeten und Arbeit. Einer von ihnen dachte oft über einen Psalm nach: "Tausend Jahr sind Ihm wie ein Tag".

Eines Tages, als er wieder tief in Gedanken im Klostergarten spazieren ging, hörte er auf einmal einen Vogel singen, dessen Stimme er noch nie zuvor gehört hatte. Überrascht und erfreut folgte er der Vogelstimme und ging durch eine kleine Pforte in der Mauer in den Wald hinaus. Er folgte ihr immer weiter, immer tiefer in den Wald hinein, und vergaß darüber Raum und Zeit. Schließlich war er so müde, dass er nicht mehr weiter konnte. Er setzte sich auf einen Baumstumpf und schlief ein. Als er wieder aufwachte, machte er sich schnell auf den Weg zurück ins Kloster.

Gegen Abend kam er dort an und trat ein, um mit den anderen Mönchen das Abendgebet zu sprechen .. doch an der Tür erstarrte er. Kein einziges Gesicht war ihm vertraut. Er bat die Mönche, ihn zu ihrem Abt zu bringen. Dort stellte er sich selbst vor und nannte den Namen des Kölner Erzbischofs, der zum Zeitpunkt seines Klostereintritts amtierte. Da erschrakten die Mönche und ein langes Schweigen folgte seinen Worten. Schließlich sagte ihm der Abt, dass seitdem 300 Jahre vergangen wären. Einem der Mönche fiel ein, dass er in alten Klosterschriften von einem Bruder gelesen hatte, der damals spurlos im Wald verschwunden war. Da verstand der Mönch: "Tausend Jahre sind ihm wie ein Tag". Ein glückliches Lächeln erschien auf seinem Gesicht, er sank um und starb.

Jörg Kuhn "Lichtzeichen"

Wenn Du die Kraft hast, einen Berg, der Dich um mehr als tausend Meter überragt, trotz Müdigkeit und Kälte zu bezwingen, sag es weiter.

Wenn Du die Kraft hast, Deine Meinung, die für dich wertvoll und bedeutsam ist, trotz Schwierigkeit und Spott zu behaupten, sag es weiter.

Wenn Du die Liebe hast, dem Menschen, der Dich hasst und der Dich ablehnt, trotz Hinterlist und Feindschaft zu verzeihen, sag es weiter.

Wenn Du die Hoffnung hast, dass Gott, der sich durch nichts beweisen lässt und oft ganz unerreichbar scheint, trotz aller Gegenargumente lebt und zu Dir hält, sag es weiter!

Balling: "Reich oder arm?"

Zwei Juden, der eine arm, der andere reich, saßen im Vorzimmer eines berühmten Rabbi. Beide wollten ihn um Rat gehen. Der Reiche wurde zuerst hineingeführt. Die

Audienz dauerte lange. Über eine Stunde. Dem Armen gab man, als er endlich eingelassen wurde, nur ein paar Minuten. Deshalb protestierte er heftig: "Rabbi, ist das gerecht? Den Reichen behandelst du vornehmer als den Armen! Wo ist da deine vielgepriesene Gerechtigkeit?" - "Du Dummkopf", antwortete der Rabbi, "als du hier eintrafst, wusste ich auf den ersten Blick, dass du arm bist. Bei jenem aber musste ich erst eine ganze Stunde zuhören, bis ich herausfand, dass er noch viel ärmer ist als du." <http://www.s.shuttle.de/delta/kirche-swr/Worte01/worte07-15.htm>

2. Wolfgang Müller: Der Mönch von Heisterbach

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort.
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in dem Wald,
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht,
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernstesten Klosterpflicht.

Im Lauf erreicht er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Tor,
Er stutzt – doch sieh, schon ist die Kirche hell
Und draus ertönt der Brüder lauter Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein and'rer sitzt dort,
Er überblickt der Mönche lange Reih'n:
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr,
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.

Der letzte dieses Namens, tönt es laut,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man hat den Namen keinem mehr vertraut,
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennt den Abt nun und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinket hin, ihn tötet dieses Leid.
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar.
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach,
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.

Bibelstellen:

* "Das eine, liebe Brüder, dürft ihr nicht übersehen: dass beim Herrn ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind" (2. Petrus 3,8).

* "Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässt sie dahinfahren wie einen Strom, sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen noch sproßt, das am Morgen blüht und sproßt und des Abends welkt und verdorrt" (Psalm 90, 4-6)).